



### Bericht über die Fachtagung „Miteinander füreinander sorgen. (Digital) Sorgende Gemeinschaften als Aufgabe von Seelsorge und Diakonie“

---

■ „Miteinander füreinander sorgen. Digital(e) Sorgende Gemeinschaften als Aufgabe von Seelsorge und Diakonie“ – so lautete der Titel der zweitägigen interdisziplinären Fachtagung am 22. und 23. Mai 2023, die von Annette Haußmann (Heidelberg) und Christine Wenona Hoffmann (Frankfurt) in Kooperation mit dem Zentrum für Seelsorge in Heidelberg durchgeführt wurde.

Die Tagung wurde ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung der Evangelischen Landeskirche in Baden und fand in den kirchlichen Räumen des Heidelberger Schmitthennerhauses statt. Die Veranstaltung richtete sich sowohl an ein Fachpublikum aus Forschung und Lehre als auch an Pfarrpersonen, Diakon:innen, an Seelsorge und Diakonie Interessierte sowie Studierende.

Anliegen der Tagung war es einerseits, den interdisziplinären Dialog zwischen Seel-

sorgelehre und Diakoniewissenschaft mit anderen relevanten Fachdisziplinen weiterzuführen und andererseits, wahr- und ernst zu nehmen, dass in der Praxis bereits zahlreiche Projekte bestehen, die Aspekte des Veranstaltungstitels aufnehmen und realisieren. Auf der Tagung kamen bewusst Perspektiven aus Praxis und Theoriebildung zu Wort, führten den Fachdiskurs weiter und boten damit auch bisher mit der Thematik wenig befassten Personen einen Einstieg und Überblick über das Themenfeld. Dabei gelang es, eine ausgewogene Mischung aus Theorie und Praxis sowie aus unterschiedlichen fachlichen und internationalen Perspektiven zu finden. So waren neben praktisch-theologischen auch psychologische, diakoniewissenschaftliche, soziologische, philosophische, gesundheitswissenschaftliche sowie Beiträge aus der Sozialen Arbeit vertreten und führten nach einer

theoretischen Hinführung auch über Praxiszugänge ans Thema heran.

Miteinander füreinander zu sorgen ist ein zentrales Anliegen, das Seelsorge und Diakonie im Blick auf Gemeindegarbeit und kirchliche Praxis verbindet. Dabei bleibt dies mitnichten auf den innerkirchlichen Bereich beschränkt, sondern nimmt in Anspruch, das Gemeinwesen und den Sozialraum mitzugestalten.

Zugleich ist wahrzunehmen, dass auch im kommunalen Bereich zunehmend überlegt wird, wie das Zusammenleben so gestaltet werden

kann, dass alle partizipieren und Sorgebedürfnisse erfüllt werden können, ohne dass dies alleinige Aufgabe des Staates, der Kirche, der Wohlfahrtsorganisationen oder der Privatpersonen bleibt. Dabei kommt der Koordination und Organisation der Akteur:innen, Aufgaben und Ressourcen eine zentrale Rolle zu.

Die zunehmende Digitalisierung ist hier als große Chance zu verstehen und bringt gleichzeitig Herausforderungen mit sich, die einer ganz eigenen wissenschaftlichen und praktischen Reflexion bedürfen. So stellt sich neben der Frage der Vernetzung, Kommunikation und Organisation über digitale Medien die Anfrage nach einem spezifisch digitalen Wirken und Agieren von Sorgegemeinschaften über die Ebene der reinen Rezeption von Informationen hinaus: Die Frage nach einer eigenen digitalen Existenz also. Diese Perspektive weitet nicht nur den Begriff der Sorgegemeinschaft weit über die Pflege von Menschen im höheren Alter, sondern

fragt auch nach Bedingungen, Vorzügen und Einschränkungen, die mit einer Ausweitung des miteinander und füreinander Sorgens in den digitalen Raum einhergeht. Die Pandemie hat Prozesse der Digitalisierung verstärkt und digitale Entwicklungen auch für die Sorgegemeinschaften begünstigt. Vielfach aus der Not geboren, aber ganz positiv als räumlich und teils auch zeitlich entgrenzte Möglichkeit der Begegnung zu

verstehen, wurden vielerorts Formen digitaler Interaktionen in sorgender Intention erprobt und ergänzen heute die leiblich-präsenten Formen der Sorgebegegnungen.

Dies lässt sich im kommunalen, diakonischen und kirchlichen Bereich gleichermaßen beobachten.

Von der Realität postfamiliärer Strukturen und ausgehend von neuesten Ergebnissen der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen (2023) zeigte Georg Lämmlin (Hannover) in seinem eröffnenden Beitrag die Bedeutung und Kompetenz auf, die Kirche und Diakonie hinsichtlich der Organisation und Unterhaltung von Sorgestrukturen und damit auch für Sorgende Gemeinden zugeschrieben wird. Dabei wurde deutlich, wie eng Sozialraum- und Kirchenentwicklung zusammenhängen und dass sich die Strukturen weg von einem Angebot einzelner Akteur:innen hin zu einer Vernetzung verschiedener Expertisen entwickeln sollten. Lämmlins Beitrag referierte bereits die Bedeutung von Ehrenamtlichen für diese Sorgestrukturen, deren Bedeutung in sämtlichen folgenden Beiträgen im- oder explizit

Dabei bleibt dies mitnichten auf den innerkirchlichen Bereich beschränkt.

hervorgehoben wurde. Anika Christina Albert (Bielefeld) diskutierte die Frage, wie exkludierend diakonische und kirchliche Sorgestrukturen in vielerlei Bezug noch immer sind, und sprach sich für eine Öffnung dieser Strukturen und gleichzeitig dringend gebotene Klärung der Frage des je eigenen Profils dieser Partnerinnen aus. Christophe Kunze (Furtwangen) erschloss vor dem Hintergrund seiner Forschungen am Institut „Mensch, Technik, Teilhabe“ die Komplexität zu implementierender digitaler Sorgestrukturen und präsentierte Ergebnisse, was zu deren erfolgreicher Umsetzung beiträgt. Unter anderem hob er dabei die Relevanz eines Teilens von Verantwortung, nicht nur einer Aufgabenteilung hervor und wies darauf hin, dass eine Verständigung über geteilte Werte und das Verständnis von Sorge wesentlich seien. Auch stünden Sorgegemeinschaften vor der Realität von Individualisierung, die durch individuelle Bedürfnisse eine generalisierte Sorgestruktur erschweren. Richard Händel (Darmstadt) stellte unterschiedliche Bereiche und Praxisfelder sowie deren wissenschaftliche Aufarbeitung vor, in denen digitale Möglichkeiten von und für Sorgegemeinschaften bereits gelebt werden und inwiefern diese auch für kirchliche Sorgestrukturen relevant werden können. Diese beiden Beiträge mit einem technisch-digitalen Schwerpunkt machten deutlich, dass die Diskurse der Möglichkeiten von Digitalisierung und Technisierung eng an jene Fragestellungen anknüpfen und sie verschärfen, die auch im Bereich analoger Angebote diskutiert werden: Handelt es

Auch stünden Sorgegemeinschaften vor der Realität von Individualisierung.

sich beim Aufbau wechselseitiger, solidarischer Sorgestrukturen um eine Verdeckung bzw. Verlagerung von Symptomen, die durch unzureichende Grundstrukturen in der Versorgung durch den Wohlfahrtsstaat entstehen? Inwiefern ist eine zunehmende Spezialisierung und Differenzierung von Sorgeformen, die eigentlich der Professionalisierung von Sorge bedürfen, mit dem wachsenden Einbezug von Ehrenamtlichen zusammen zu denken? Darüber hinaus gilt es aber auch, ein Bündel von Fragen zu bedenken, das sich spezifisch aus dem technisch-digitalen Kontext heraus ergibt, wie bspw. die nach (digitaler) Sicherheit, Zugänglichkeit und Teilhabe, Qualitätssicherung oder Anleitung und Begleitung.

Peter Zängl (Olten) kam am zweiten Konferenztag noch einmal auf den Begriff der „Sorgegemeinschaft“ zurück und schärfte daran das Profil der Vision „miteinander füreinander zu sorgen“. Dazu erschloss er den Begriff der „Caring Communities“ nicht nur als einen solchen, der sich durch klare Anerkennungskulturen und Zuständigkeiten sowie eine bestimmte Kultur und Haltung auszeichnet und von Ritualen sowie einem politischen Anspruch zeugt. Vielmehr näherte er sich dem Sorgebegriff durchaus kritisch, da damit ein wesentlicher Teil der Gesellschaft nicht erfasst und abgebildet werde, denn zumeist seien die Sorgeangebote an spezifische Zielgruppen wie alte oder kranke Menschen gerichtet, wobei es eigentlich um ein intergenerationelles, für alle ausgerichtetes Partizipieren und

Miteinanderleben gehe. Dadurch würden auch gendertheoretisch problematische Strukturen von Sorge überdeckt und weiter verstetigt werden. Spannend waren zudem die Unterschiede, die sich aus dem Schweizer Kontext von Peter Zängls Überlegungen ergaben: Andere Organisations-, Finanzierungs- und institutionelle Strukturen verändern nicht nur die Möglichkeiten und Grenzen sorgender Gemeinschaften, sondern haben darin auch starken Einfluss auf Leitbilder, Selbstbeschreibungen und Identifikationen der einzelnen Projekte.

Anhand der verschiedenen Impulse und Inhalte wurde deutlich: Der Anspruch und das Ziel, sorgende Gemeinde zu werden, bewegt sich im Diskursfeld einer gesamtgesellschaftlichen Vision davon, wer wir sein und wie wir leben wollen. Doch dieses Feld ist durchaus nicht spannungsfrei: Ganz konkret arbeitet sich diese Vision immer wieder an verschiedensten Problemen ab. Handelt es sich bspw. bei der Etablierung von Strukturen zum Einbezug von Ehrenamtlichen, die im- und explizit in allen Beiträgen eine entscheidende Rolle spielen, um die Möglichkeit, Erfahrungen von Anerkennung und Selbstwirksamkeit zu machen, die durchaus auch Teil der eigenen Selbst-Sorge sind? Oder überdeckt bzw. kompensiert dies eher Symptome eines krankenden Sorge- und Gesundheitswesens und verhindert, Defizite auf staatlicher oder struktureller Ebene anzugehen? Sorgende Gemeinden und Gemeinschaften - so ein weiterer Aspekt der Vorträge - sind stets multidimensional zu denken: Nicht nur wirken verschiedenste Akteur:innen zusammen, sondern

auch verändern sich Sorgebedürfnisse und -potentiale verschiedener Gruppen kontinuierlich und widersprechen so einer starren und generalisierbaren Kategorisierung. Wie kann dieser Veränderlichkeit und Wechselseitigkeit von Solidarität und Verantwortung in sorgenden Gemeinschaften strukturell und theoretisch ausreichend Rechnung getragen werden? Oftmals wirken unterschiedliche Faktoren und Bereiche des Sorgens und Sorge-Empfangens zusammen und machen es nötig, die Strukturen der sorgenden Gemeinschaften konstitutiv fluide zu halten und einen experimentellen Charakter zu bewahren. Dies machte die Diskussion dessen, was eine sorgende Gemeinschaft bleibend charakterisiert und strukturelle Stabilität gewährleistet, die dann wiederum für kontinuierliche Modifikation frei ist, besonders voraussetzungsreich, komplex und spannend.

Ein entscheidender zweiter Punkt neben der Mehrdimensionalität von Sorgestrukturen stellt die Ganzheitlichkeit von Sorge dar, so auch mehrmals das Fazit. Wie kann Sorge durch verschiedene Expert:innen so gestaltet werden, dass die Aspekte von Sorge für Körper, Leib und Seele, von Teilhabe und -gabe, von Für- und Selbstsorge miteinander bedacht werden und produktiv ineinander greifen? Gerade hier zeigten sich die Chancen dessen, unterschiedlichste Expertisen der Akteure im gemeinsamen Lernfeld einer geteilten Vision zusammen zu bringen. Die Schnittstelle zur Vorstellung dreier erfolgreicher Praxisprojekte bildeten die Beiträge von Annette Haußmann, Olivia Odrasil (Heidelberg) und Christine

Wenona Hoffmann (Frankfurt), in denen die Zwischenergebnisse zweier aktueller Studien zu Sorgegemeinschaften im kirchlichen Raum am Beispiel pflegender Angehörigen sowie der in Vesperkirchen engagierten Ehrenamtlichen vorgestellt wurden.

Die anschließend vorgestellten vielfältigen Praxisbeispiele zeigten und bestätigten, wie wesentlich eine kontextorientierte Hilfe- und Sorgestruktur für eine erfolgreiche und nachhaltige Implementierung ist. Welche entscheidende Rolle die Kooperation und Unterstützung von kommunalen Strukturen dabei spielt, wurde in allen Beiträgen deutlich. Während im „Hilver“-Projekt (Anja Frischkorn/Thomas Walter) mit dem Ziel einer digital organisierten, professionellen Hilfe durch Ehrenamtliche auf das Prinzip der Einmaligkeit gesetzt wird, zeigt sich im gemeindlichen Kontext einer Vesperkirche (Anne Ressel), wie sehr diese Struktur von der (persönlichen) Bezugnahme und einer gewissen Regelmäßigkeit lebt. Beide hängen maßgeblich von klaren Regeln, transparenten kommunikativen Strukturen und einer etablierten Anerkennungskultur ab. Barbara Schulte und Annegret Trübenbach-Klie gaben anhand von gelungenen Beispielen aus dem Projekt „Sorgende Gemeinde werden“ der Evangelischen Landeskirche in Baden Einblick in kirchengemeindliche Initiativen. Ihr Beitrag legte einen besonderen Schwerpunkt auf die institutionelle Unterstützung und Koordination einzelner Initiativen. So gelte es, eine Netzwerk-

struktur nicht nur innerhalb einer lokal oder zielgebunden begrenzten Initiative einer einzelnen sorgenden Gemeinschaft aufzubauen, sondern diese Organisationsform und Arbeitsweise auch übergreifend als Maxime für die Zusammenarbeit vielfältiger sorgender Gemeinschaften zu etablieren.

Das Anliegen der Tagung wurde eingelöst: In den zwei Tagen kamen Menschen aus unterschiedlichsten Professionen, fachlichen Kontexten und Generationen miteinander ins Gespräch, lernten voneinander für ihre eigenen Arbeits- und Sorgedkontexte und vernetzten sich über bisher eingespielte Aktionsräume hinaus miteinander.

Die Ergebnisse dieses Austausches werden 2024 in der Reihe „Praktische Theologie heute“ im Kohlhammer-Verlag veröffentlicht. Ein lebendiger Eindruck der Tagung ist bereits heute auf Youtube von Wolfram Kerner (Projekt TheoLogo) zusammengestellt abrufbar: <https://www.youtube.com/watch?v=zrGsFh0L3CY>.

■ Annette Haußmann,  
Christine Wenona Hoffmann,  
Silvie Pölzer, Heidelberg

Beide hängen maßgeblich von klaren Regeln, transparenten kommunikativen Strukturen und einer etablierten Anerkennungskultur ab